

Christsein und Friede

Vortrag von Lukas Kundert anlässlich der ökumenischen Novembergesprächen in Schwyz

Kaum Thema der Philosophie

«Friede» ist kein alter Begriff des philosophischen Nachdenkens. Erst im Hochmittelalter setzt ein systematisches Nachdenken darüber ein, was Frieden ist.

Erasmus von Rotterdam hatte eine vielbeachtete «Klage des Friedens» verfasst. Es handelte sich dabei um eine Auftragsarbeit für Jean Le Sauvage, den Kanzler des Burgunderherzogs Karl, des späteren Kaisers Karl V. Hintergrund war ein internationaler Friedenskongress, zu dem auf den 2. Februar 1517 in Cambrai eingeladen worden war. Die Schrift erschien allerdings erst im Dezember 1517 bei Johannes Froben in Basel – und damit war sie bereits bei ihrem Erscheinen politisch überholt. Doch es wurde bald die zeitlose Bedeutung dieses Büchleins von Erasmus erkannt. Albert Schweitzer, der Urwalddoktor, verwies in seiner Nobelpreisrede darauf, dass Erasmus' Erwägungen zum Frieden wohl die ersten rein ethischen Betrachtungen gegen den Krieg waren; sie waren wohl die erste Forderung, das Leben nach einer durch ethisches Wollen geleiteten höheren Vernünftigkeit zu gestalten. Erasmus beklagt die Gegenwart des Kriegs in Ehe, Kloster und zwischen Staaten. Sie gilt es durch Vernunft zu besiegen und zu Frieden zu finden, denn Friede sei «Quell allen menschlichen Glücks», und es sei der «Gipfel der Tollheit, sich die Segnungen des Friedens freiwillig zu versagen».

Es wird in der europäischen Renaissance somit Friede als der vernünftige Zustand entworfen, Krieg als einen Zustand der Unvernunft. Was uns vernünftig erscheint, ist allerdings nicht nur einsichtig. Hugo Grotius, der im 17. Jahrhundert dann die Grundlagen für das moderne Völkerrecht schuf, kommt hierzu mit einem anderen kulturleitenden Begriff des Westens in

Konflikt, und zwar mit der Gerechtigkeit. Friede kann es Grotius zufolge erst dann geben, wenn Ungerechtigkeit gesühnt ist. Wer Ungerechtigkeit nicht sühnt, nimmt weder Täter noch Opfer für voll. Weil aber beide gleich zu behandeln sind (Gleichbehandlungsprinzip), kann es keinen Frieden ohne Bestrafung von Unrecht geben (*Grotius: De iure belli ac pacis*). Dabei ist für Grotius Strafe die Zufügung eines Leides um eines anderen Leides Willen. Bis heute hängen wir diesem Strafmythos an. Bis heute ist das, was Erasmus sich als Frieden dachte, politisch und juridisch nicht wirklich denkbar.

Nachdenken über Frieden: Eine junge Disziplin?

Das Nachdenken über den Frieden gilt als junge Disziplin. Ich kann mich erinnern, als sich erste Friedensforscher in den 1970er Jahren mit dem Frieden als eines zu erforschenden Gegenstandes zu beschäftigen begonnen hatten. Johan Galtung, so habe ich es in Erinnerung, ist durch die europäische Friedensbewegung möglich geworden, eine Massenbewegung auf Europas Strassen und Plätzen, die sich zu damals riesigen Ostermärschen zusammengefunden hatten.

Die Gewissheit, dass Frieden etwas mit Vernunft zu tun hat, hat die Friedensforschung als Disziplin der politischen Philosophie und der Politikwissenschaften entstehen lassen. Ich habe meinen Freund Laurent Goetschel, Professor für Politikwissenschaften und Direktor von Swisspeace in Basel, um eine Definition von «Frieden» gebeten:

«Wir verwenden in unserer Friedensarbeit ein ziemlich pragmatisches Friedensverständnis, nämlich die Abwesenheit physischer bzw. militärischer Gewalt. Dies entspricht dem 'negativen' oder 'kalten' Friedensbegriff von Johan Galtung. Jedoch verwenden wir eine breite Sichtweise möglicher Konfliktursachen, also nicht nur militärische, sondern auch politische (Diskrimination), ökonomische (Armut) oder auch ökologische (Zerstörung der Lebensgrundlagen). Ziel ist es, zu verhindern, dass Konflikte, die es immer geben wird, dermassen

eskalieren, dass es zur Anwendung organisierter Gewalt kommt. Wir gehen davon aus, dass es hierzu akzeptierter Normen/Werte bedarf und entsprechender Institutionen, die es Gesellschaften erlauben, Spannungen ohne Rückgriff auf militärische Gewalt auszutragen.»

Friede herrscht im engsten Verständnis dort, wo politische Konflikte mit anderen Mitteln als denen physischer Gewaltanwendung ausgetragen werden. Ich kann eine Konvergenz damit erkennen, wie im römischen Reich bereits Friede verstanden worden war, nämlich als einen Zustand, in dem Recht und Ordnung herrschen. Die Pax Romana herrscht dort, wo römisches Recht gilt und durchgesetzt wird. Allen ist gleichzeitig einsichtig, dass das, was hier als Friede bezeichnet wird (die Abwesenheit von Krieg) nicht alles sein kann. Frieden ist mehr, als was die politischen und die Rechts-Verhältnisse abbilden können.

Ein positiver Friedensbegriff

Wenn wir uns um einen positiven Friedensbegriff bemühen, wird Friede nicht als ein herzustellender oder zu bewahrender Zustand aufgefasst, nicht als Abwesenheit von Gewalt, sondern als Prozess, schreibt mir Laurent Goetschel weiter: «Dieser zielt auf eine Reduzierung von Konfliktpotentialen sowie auf eine Verminderung nicht nur aktuell ausgeübter, sondern auch latenter und strukturbedingter Gewalt im internationalen System».

Hier ist es dann eine Frage, wer mit welchen wirtschaftlichen, politischen und fiskalischen Mitteln latent Gewalt ausübt – die Schweiz mit Steuerpolitik, die USA mit Zollpolitik, die Dänen mit Besatzungspolitik usw. Das sind alles legale Formen von Lebens- und Gesellschaftsprozessen, ihre Legitimität könnte aber in Frage gestellt werden. Doch da kommen wir wieder auf das Problem von Hugo Grotius zu sprechen und darauf, dass Friede und Gerechtigkeit sich gegenseitig aufeinander beziehen.

Sind aber Frieden und Gerechtigkeit überhaupt kompatibel? Ich behaupte, dass sich uns diese Frage deswegen stellt, weil unsere europäischen Vorstellungen von «Frieden» etwas mit Religion zu tun haben – und das unterscheidet sich vom römischen Friedensbegriff und seiner Renaissance vom 17. bis 19. Jahrhundert.

Die Kirchen und «gerechter Friede»

Im Jahr 1989 forderte man auf der ersten ökumenischen Versammlung in Basel einen «Frieden in Gerechtigkeit» – und die Bewahrung der Schöpfung ein. Heute verkürzt man. Man fordert «gerechten Frieden». In kirchlichen Verlautbarungen zu Palästina, Gaza und Israel werden die Konfliktparteien dazu aufgerufen, zu einem gerechten Frieden zu finden. Was aber gerecht an einem Frieden im Nahen Osten sein soll, darüber schweigen sich die Kirchen aus. Es verstehen das verschiedene Akteure auch ganz verschieden:

- Einige Palästinenser verstehen darunter die Zerschlagung des Staates Israel (ebenso ein Teil der europäischen Linken),
- die Israeli eine Zweistaatenlösung ohne Bedrohung durch Palästina oder die arabischen Staaten,
- die Siedler ein Gross-Israel, wie es der Völkerbund den Briten zu bilden in Auftrag gegeben hatte.

Was soll an diesen drei verschiedenen Gerechtigkeitsvorstellungen gerecht oder ungerecht sein? Die Kirchen bleiben es schuldig, uns das zu erklären. Sie verurteilen lieber: ÖRK und Reformierter Weltbund sind zur Verurteilungssathletik übergegangen und entfernen sich selber davon, was sie als Frieden von Jesus gelehrt erhalten, nämlich gerade nicht zu verurteilen.

Es handelt sich bei der Forderung nach gerechtem Frieden und der daraus resultierenden Verurteilungssathletik um eine scheinbare Verkürzung, doch faktisch um eine Verkomplizierung, eine Verunmöglichung. Gerechter Friede ist unmöglich und als

Utopie schafft diese Vorstellung vom gerechten Frieden nur Unfrieden bzw. Unzufriedenheit.

Friede ist ein religiöser Begriff

Hier komme ich zur Hauptthese meines Vortrags. Friede ist in seiner weitreichenden Bedeutung wie Erasmus ihn verwendet hatte und wie wir ihn heute als «gerechten Frieden» verstehen wollen, ein religiöser Begriff. Er ist ohne das Alte Testament nicht zu fassen. Dabei führt der beliebte Trick von uns Theologen nicht weiter, auf die Etymologie von Begriffen zu verweisen und aus dieser herzuleiten, was die tiefe Bedeutung eines Begriffes ausmacht. Denn das althochdeutsche «Fridu», von dem unser Wort «Friede» abzuleiten ist, bedeutet Schonung oder Freundschaft. Freunde schonen sich.

Das ist schon ein anderes Freundschafts-Konzept als zum Beispiel das der griechischen und hellenistischen Antike, das dann auch für das Johannes-Evangelium prägend geworden ist. Dort schonen sich Freunde nicht nur, sondern sie setzen sich so sehr der eine für den anderen ein, dass sie sogar den gewaltsamen Tod um des anderen willen nicht scheuen. So definiert Jesus unter anderem mit seinem Bild vom Guten Hirten Freundschaft: Der gute Hirte unterscheidet sich vom Aufpasser dadurch, dass er das Leben für seine Herde hergibt.

Der englische Begriff Peace, die französische Paix und die italienische Pace sind von Lateinisch Pax abgeleitet. Dabei handelt es sich – wie gesagt – um einen juristischen Begriff: Pax ist «Vereinbarung», «Übereinkunft», «Vertrag» und «Ruhe». Es ist eine Ruhe, die aus einem Rechtszustand hergeleitet ist, der die Einigkeit zwischen zwei Vertragsparteien herstellt. Das geht in Richtung Friedensbegriff der gegenwärtigen Friedensforschung.

Doch *shalom* ist etwas anderes, und damit auch *eirene*, womit sich Christinnen und Christen seit 2'000 Jahren schon anreden.

Vergeltung und Rache als Voraussetzungen für Frieden

«Schalom» stammt vom Verb «le-schalem». Wenn ich im Restaurant sitze und die Rechnung verlange, rufe ich «le-schalem»: Frieden machen. Le-schalem hat eine interessante Verbform: Pi'el. Verben im Pi'el haben resultativ-faktischen Charakter. Wenn ich «leschalem» rufe, «Friede herstellen», dann ist mir das Resultat meines Tuns im Fokus. Ich will Frieden *haben*. Das Resultat des Friedens soll erreicht werden. Resultativ-faktitives Handeln im Restaurant ist: Rechnung bezahlen. Die Rechnung zu bezahlen, stellt den Frieden her. So bedeutet «le-schalem» im Neuhebräischen heute vor allem «bezahlen». Es geht darum, Rechnungen auszugleichen: Le-schalem vakscha: ausgleichen bitte.

Der erste Beleg von *Ishlm* im AT ist Genesis 44,4: «*Warum habt Ihr Gutes mit Bösem vergolten?*» lässt Jakob seine Brüder fragen, die ihm vermeintlich seinen Becher gestohlen haben.

Unter Vergeltung wollen wir heute eher keinen Beitrag zum Frieden erkennen. Doch wir gehen irr, wenn wir meinen, dass Vergeltung und Rache vom Teufel sind. Im Gegenteil. Sie sind erst mit Immanuel Kant zu einem Papp-Monster erhoben worden. Hintergrund war, den eigenen Zugang zur Gerechtigkeit und die eigenen Vergeltungsphantasien abzusetzen von einem vermeintlich barbarischen Rache- und Vergeltungsdenken. So hat sich seither ein kolonialistischer Blick auf die Rache durchgesetzt, den auch die Kolonialiserten selbst übernommen haben. So ist Mahatma Gandhi das Dictum zuzuschreiben «Auge um Auge macht die ganze Welt blind». Er übernimmt den kolonialistischen westlichen Blick auf das Alte Testament indem er unterstellt, dass «Auge um Auge» ein Ausdruck von ungebändigter Rache ist. Doch dem ist nicht so. Es geht um Ausgleich.

Schalom machen hat mit Ausgleich zu tun. Da geht es eben auch um Gerechtigkeit, wie die Kirchen heute fordern. Aber um was für eine Gerechtigkeit kann es da am Ende gehen?

Rache als Ersatzleistung

Rache ist Ersatzleistung, keine unkontrollierte Reaktion gegen einen möglichen Täter. Wenn ein Tier in meinen Brunnen fällt, weil ich diesen nicht abgesichert hatte, muss ich dem Besitzer des Tieres das Tier ersetzen (*le-schalem*), das tote Tier gehört dann aber mir. Vielleicht hat der Besitzer das Tier besonders geliebt? Er wird es nie mehr zurückerhalten. Den Wert der Liebe kann man nicht bemessen. Darüber denkt darum das AT auch nicht nach. Sondern es lehrt, nüchtern zu bleiben und Geldbeträge zu errechnen, die uns ein Verlust bedeuten. Diese müssen geleistet werden.

Der Friede zwischen Israel und Deutschland ist kein gerechter Friede im kirchlichen Jargon, aber ein gerechter Friede im Jargon der Bibel: Deutschland hat Ersatzleistungen für die ermordeten Juden an Israel bezahlt. Diese Leistungen sind nichts im Vergleich zum Elend, das die Deutschen angerichtet hatten. Aber sie sind die Grundlage für eine ausgeglichene Zukunft, eine Zukunft, die dazu führt, dass Deutschland heute das einzige Land der Erde zu sein scheint, das nicht in die allgemeine Israel-Verurteilungssathletik zu kippen braucht wie alle anderen Länder.

Frieden machen zwischen

In Richter 4,15 finde ich eine gängige Formulierung für die Tätigkeit, wenn man einen Frieden miteinander schliesst. Da heisst es: «Es war Friede zwischen ... und zwischen ...» (Ri 4,15): zweimal «zwischen». «*Bein... we-bein...*». Für uns Heutige würde es reichen zu sagen: Da ist Friede zwischen Israel und Ägypten. Das Hebräische wiederholt aber das Wort «zwischen»: «Es ist Friede zwischen Israel und zwischen Ägypten». Wieso zweimal «zwischen»?

Das Wort für «zwischen», *bein*, bezeichnet als Substantiv den Zwischenraum. Ich verstehe das so: Frieden ist nicht etwas *in* uns, sondern etwas, das zwischen uns entsteht. Dabei gibt es *zwei* Zwischenräume: Der Zwischenraum von Ägypten Richtung

Israel und einen Zwischenraum von Israel Richtung Ägypten. Weder Ägypten noch Israel *sind* Frieden, sie *haben* keinen Frieden, sondern Frieden ist *zwischen* ihnen und zwar in zwei verschiedenen Weisen, in zwei verschiedenen Räumen.

Wir sind nicht die Objekte des Friedens und auch nicht seine Subjekte, sondern Ausgeglichenheit ist unverfügbar das Dritte zwischen zweien. Friede ist etwas, was zwischen uns herrscht: Ausgeglichenheit mit einem doppelten «zwischen». Doppelt unverfügbar, scheint mir. Ich denke an Emanuel Levinas, der für meine Theologie der Anerkennung besonders wichtig ist. Er sagt, dass es den Anderen nicht gibt, sondern dass der Andere jenseits des Seins ist. Du bist nämlich immer sehr viel mehr, als was ich von Dir erkennen und sehen kann.

- Vorne – hinten – oben – unten
- Du in der Zeit, aber Du warst schon Du als Du ein Säugling warst – Du bist ein Raum-Zeit-Kontinuum, aber ich erkenne Dich nur gerade jetzt. Deine Kontinuität, die es in Dir gibt, bleibt mir immer verborgen.
- Sie bleibt auch Dir selbst verborgen. Denn Du weißt nicht, wer Du bist. Du kannst Dich auch überraschen. Freud hat das uns aufgezeigt.
- Darum: Du bist immer mehr, als was man von Dir erkennen kann. Du bist die Unendlichkeit, die in mein Leben bricht.

Ich habe nun Frieden mit Dir. Das heisst: Zwischen Deiner Unendlichkeit und meiner Unendlichkeit ist ein Zustand des Ausgleichs entstanden. Dieser Zustand ist nie abschliessend beschrieben, erfasst. Wir können ihn in einen Vertrag giessen, wie es die Römer tun (*Pax*). Aber das ist nicht der Friede, von dem wir Christen reden, der zwischen zwei Unendlichkeiten entsteht und selbst wieder eine Unendlichkeit bildet.

Gott ist Frieden

Vor diesem Hintergrund verstehe ich Richter 6,23: Gott begrüsst Gideon mit «Friede sei mit Dir» (Ri 6,23). Was heisst das, «Ausgleich, Ausgeglichenheit, beglichene Rechnung sei mit dir»?

Ausgleich sei mit dir – das bedeutet doch, dass es ein Subjekt gibt, das dich begleitet. Es ist etwas Selbsttätiges, was hier beschrieben wird.

Gideon baut daraufhin einen Altar und nannte den Altar «Der Herr ist Friede» (Ri 6,24): Gott ist Ausgleich. Der Altar, auf dem man scheinbar Sühne schafft, indem man opfert, dieser Altar heisst selbst «Gott ist Ausgleich/Sühne». Nicht: er gleicht aus, sondern er *ist* der Ausgleich. Was könnte das heissen, dass Gott die ausgeglichene Rechnung ist? Hier wird es nun klar: Das, was «zwischen und zwischen» ist, das was mit mir sein kann, das ist ein Subjekt, und zwar Gott. Gott wird charakterisiert als Ausgleich.

Paulus sagt es mit Römer 1,16ff auf seine Weise: Gerechtigkeit Gottes ist eine Gerechtigkeit, die uns von aussen her, von Gott zukommt. Gott ist die ausgeglichene Rechnung. Also nicht, dass er ausgeglichene Rechnungen schafft, sondern dass er selbst die ausgeglichene Rechnung *ist*. Friede ist im christlichen und im jüdischen Denken etwas ganz und gar Transzendentes, das aber im Immanenten Wirkung hat. Das gefällt dem postmodernen moralistischen Menschen nicht, der meint, er müsse selbst überwachen, dass alle Rechnungen ausgeglichen sind, und der von sich meint, auch die absolut richtige Sicht zu haben und zu wissen, wer wem was schuldet. Darum macht es meines Erachtens wenig Sinn, von Frieden zu reden, ohne zugleich von Sühne zu sprechen.

Es geht ums Verstehen

Wenn wir von Sühne sprechen, will ich zum Abschluss die Komplexität meiner Gedanken zum Frieden nochmals leicht erhöhen. Sie erinnern sich, dass ich vom hebräischen Wort *bein* gesprochen habe, das den Zwischenraum bezeichnet, und dass es zwischen zwei Parteien zwei Zwischenräume gibt, den von mir zu Dir und den von Dir zu mir.

Das Wort *bein* stammt vom Verbstamm *bin*. Das heisst verstehen. «*ani lo mebin*» - ich verstehe nicht; «*ani mebin*» - ich

verstehe. Ich bewirtschafte den Zwischenraum. Verstehen hat damit zu tun, dass wir den Zwischenraum zwischen Dir und mir und zwischen mir und Dir aktiv bewirtschaften. Das heisst: Ich versetze mich in dich und in deine Argumente, und ich beginne etwas zu verstehen. Beim Frieden ist es gegenseitig: Du versetzt dich in mich und ich versetze mich in dich.

Dabei ist das Substantiv von *bein* und *bin* das Wort *binah*: Weisheit. Das ist ein anderes Wort, als wir für Wissen im Sinne der Aufklärung verwenden (*haskala* – von *sekhel*, Geist). Bei *bin* geht es also nicht um ein wissenschaftliches Verstehen, sondern um ein Wissen, das weiter geht.

Der Stern der amerikanischen Glücksforschung und Berater von Barak Obama, des ehemaligen Präsidenten der USA, Jonathan Haidt, erforscht in seinem Buch «Die Glückshypothese» die Geheimnisse hinter dem alten Wissen und dem Glücksgefühl:

- Wieso werden religiöse Menschen älter als andere?
- Wieso sind sie glücklicher?
- Was tragen die Lehren der Religionsstifter von Mose über Buddha bis zu Jesus dazu bei, dass sich ihre Nachfolger glücklicher fühlen als andere?

Er kommt zum Schluss, dass all die Lehren, die er untersucht, v.a. eine Gemeinsamkeit haben: Sich in den anderen eindenken zu lernen.

Ich muss nicht die Argumente meines Gegners übernehmen, aber ich muss sie zu verstehen versuchen. Erst dann gewinne ich Freiheit. Erst dann ist auch Versöhnung möglich. Wenn ich erkenne: Der andere ist wie ich – und politisch bleiben wir verschieden, und zwar darum und darum..., dann lebe ich souveräner und freier.

Versöhnung hat meines Erachtens etwas mit dieser Fähigkeit zu tun, die Argumente des anderen verstehen zu lernen, ohne sie übernehmen zu müssen, Eros zu entwickeln für den anderen und seine Unendlichkeit. Eros für den anderen und seine Unendlichkeit – das ist wohl das jüdisch-christliche Konzept für Friede. Das macht glücklich. Und ich bin doch wieder zurück bei Erasmus von Rotterdam, der sagt, dass Friede «Quell allen menschlichen Glücks» ist.